

Aus:

KARIN HARRASSER

Körper 2.0

Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen

Oktober 2013, 144 Seiten, kart., 17,99 €, ISBN 978-3-8376-2351-2

Erfährt der Mensch ein Update, wie es der Prothetiker Hugh Herr mit seiner Formel von den »Humans 2.0« prophezeit? Die Diskussion um die Hightech-Prothesen eines Oscar Pistorius oder um Aufsehen erregende körpernahe Medien wie die Google-Brille zeigen einen Wandel der Ideen von Körperlichkeit: Verbessern Eingriffe in und um den Körper werden nicht länger als notwendige Kompensation von Defiziten begriffen, sondern als wünschenswerte Optimierung und Steigerung.

Werden Körper »machbar«? Karin Harrasser situiert diese aktuellen Diskurse und Praktiken des Körpers und entwirft einen anderen Blick auf sie. Wie lässt sich über Technologien, Medien und Körper aus der Perspektive von teilsouveränem Handeln und Parahumanität sprechen?

Karin Harrasser (Prof. Dr.) ist Professorin für Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. In den letzten Jahren hat sie an einer Kultur- und Theoriegeschichte der Prothese gearbeitet.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts2351/ts2351.php

Inhalt

1. Gegenwart des homo protheticus | 9
 2. Maschinenmänner: Militär, Fabrik, Lifestyle | 27
 3. Meet the Superhumans | 35
 4. Normalisierung oder Parahumanität | 53
 5. Warum Medien keine Prothesen sind | 67
 6. Brillen und andere Gläser | 75
 7. Eine knappe Geschichte des verbesserbaren Menschen | 85
 8. 'Pataphysische Maschinen und warum wer A sagt,
nicht B sagen muss | 103
 9. Teilsouveräne statt verbesserte Körper | 111
- Literatur | 133

1. Gegenwart des homo protheticus

Heute ist vom unvollkommenen Körper zu sagen,
dass jeder selber schuld ist, wenn er ihn hat.

ELFRIEDE JELINEK, SPORTSTÜCK

In der Autobiographie des ohnbeinigen Läufers Oscar Pistorius¹ gibt es eine Szene, die lange vor seiner Karriere im Leistungssport auf die Frage zuführt, die mich hier beschäftigt: Wie sich gegenüber der potentiellen Steigerungslage der technischen Bearbeitung des Körpers verhalten? Die Szene spielt in Oscars Kindheit. Mit elf Monaten wurden ihm beide Beine abgenommen, da er unter Fibulaaplasie litt. Die Fehlbildung besteht darin, dass die Wadenbeine und die äußere Seite der Füße fehlen. Auf Anraten der Ärzte ließen die Eltern die Amputation durchführen. Die Argumentation war, dass fehlende Gliedmaßen »einfacher« durch Prothesen zu ersetzen sind, als Fehlbildungen dauerhaft zu korrigieren. Diese Entscheidung der Eltern – es ist eine jener eigentlich nie sinnvoll zu treffenden Entscheidungen, wie sie die moderne Medizin häufig fordert – führt uns auf das schwierige Gelände zwischen Therapie und Normalisierung: Die Behandlung Pistorius' war von vorneherein auf seine Chancen, ein möglichst »normales« Leben zu führen, ausgerichtet. Seit frühester Kindheit trug Oscar also Prothesen wie andere Kinder Schuhe oder Hosen. In seiner Autobiographie erzählt er nun davon, wie er mit seinem Bruder halsbrecherische Gokart-Fahrten auf steilen Straßen unternahm und davon, dass sein Bruder in besonders gefährlichen Situationen kurzerhand Oscars Prothese

1 | Pistorius, Oscar: Blade Runner, London: Random House 2009.

verwendete, um schnell zu bremsen. Die Eltern waren wenig erfreut über diese Eskapaden, da Oscars Prothesenverschleiß enorm war. Was hier als unschuldiger Jungen-Streich erzählt wird, führt ins Zentrum der Frage nach dem Wie-und-Wieviel technischer Körpermodifikation. Denn der medizinische Behelf ist im Spiel der Jungen bereits *enhancement* geworden: Das Prothesenbein ermöglicht erst die höhere Geschwindigkeit, denn es kann das Gefährt schneller abbremsen als ein organisches Bein. Und wenn es kaputt ist, wird es eben ersetzt.

Wir sind *cum grano salis* dazu bereit, technische Körpermodifikationen als legitim und sinnvoll zu erachten, wenn sie therapeutischen oder sozial integrativen Charakter haben. Wenn also die technische Modifikation, sei es eine Beinprothese, eine Brille, ein Medikament dem Anwender/der Anwenderin erlaubt, gesundheitliche Probleme zu überwinden und/oder am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, wird es kaum ernsthafte Einwände gegen (Bio-)Technologien geben. Aber bei genauerem Hinsehen tauchen schon an dieser Stelle Ambivalenzen auf. Denn was als gesund und als normal gilt, welches Leiden zumutbar ist und welches Leiden nicht, an welcher Stelle Heilung in Anpassung an soziale Normen umschlägt ist situationsabhängig und historisch hoch kontingent. Was für die eine akzeptabel ist – ein Leben mit einem fehlenden Körperteil etwa – ist für den anderen unerträglich. Selbst in Hinblick auf therapeutische Maßnahmen ist das Terrain also tief gefurcht. Noch komplizierter wird es, wenn man Körpermodifikationen als »Anthropotechniken« (Peter Sloterdijk², siehe auch unten S. 86-87) begreift und sie in Immunisierungs- und Steigerungstechniken differenziert. Erstere dienen demnach in erster Instanz dem Überleben des »Mängelwe-

2 | Sloterdijk, Peter: Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999. Ders.: Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009.

sens«³ Mensch, seinem Schutz, seiner »Immunisierung« in einer gefährlichen Umwelt, für die er notorisch schlecht ausgestattet ist. Die Steigerungstechniken verortet Sloterdijk tendenziell im Rahmen von psychologischen Selbsttechniken der Askese, der Übung, der Selbstdisziplin. Er ortet innerhalb der abendländischen Kulturen eine »Vertikalspannung«, eine Sehnsucht nach Selbsttransformation und Perfektion. Konkrete biotechnologische Bearbeitungen des Körpers der Gegenwart erscheinen im Vergleich zu diesen alterwürdigen Formen der Selbsttransformation als Schwundstufe der traditionellen, spirituell-rituellen oder artistischen Methoden der Selbstbemeisterungen und -vervollständigungen. Wo sich die Menschen früher »autooperativ« verhalten haben, lassen sie sich heute operieren.⁴ Eine solche Erzählung umgreift das Problem der technischen Erweiterung aber nur halb und bleibt meiner Meinung nach zu stark modernistischen Verlufterzählungen verpflichtet. Die Geschichte der Trennungen, der Entfremdung vom eigenen Erleben, von einem in der Vergangenheit existenten Heroismus der Autonomie eines reflexiven Subjekts ist für meine Begriffe zu sehr mit der Erzählung der erfolgreichen Selbstermächtigung des europäischen Menschen verbunden. Mit der Rede von den Anthropotechniken wird diese Erfolgsgeschichte mit umgekehrten Vorzeichen erzählt. Mir scheint es vielversprechender, die aktuellen Verwicklungen zwischen Selbststeigerungslogiken, Technologien und Körpern historisch zu situieren. Ich möchte sie nicht als unausweichliche Konsequenz einer allgemeinen Steigerungs-, Fremdbestimmungs- und Objektivierungstendenz »im Menschen« begreifen, sondern als eine historisch, epistemologisch und politisch höchst voraussetzungsvolle spezifische Konstellation. Sloterdijks Überlegungen sind zudem stets auf das Individuum gerichtet (sein Fokus liegt auf dem »Du« in Rilkes Aufforderung »Du musst dein Leben ändern!«). Damit erhal-

3 | Der Ausdruck Mängelwesen stammt ursprünglich von Johann Gottfried Herder und wurde in der Philosophischen Anthropologie (Max Scheler, Helmuth Plessner, Arnold Gehlen) weiterentwickelt.

4 | P. Sloterdijk: Du mußt dein Leben ändern, S. 295, S. 297.

ten aktuelle biotechnologische Modifikationen eine Tendenz zur Delegation der Selbststeigerung an externe Agenturen: Anstatt an sich selbst zu arbeiten, legt man sich unters Messer. Auch hier möchte ich eine andere Perspektive vorschlagen. Weder biotechnologische Körpermodifikationen noch andere Anthropotechniken können sich selbstverständlich auf ein Individuum als stabile Einheit beziehen. Denn das selbstreflexive Individuum, das Selbst, entsteht ja erst als eine historisch spezifische Prägeform im Knotenpunkt von Körpertechniken und Praktiken der Selbst- und Fremdbeobachtung. Und: Selbst der meditierende Eremit in der Wüste adressiert sein Handeln nicht nur an sich selbst, sondern an ihm äußerliche Akteure und Kräfte. Vielleicht nicht unbedingt an andere Menschen, aber an Gott, dem er seine Konzentration zueignet und an die Kräfte der Wüste, denen er sich aussetzt. Ich möchte den Fokus deshalb stärker auf die Interaktionen zwischen dem Begehren nach technischer Selbstüberarbeitung und dem jeweiligen Milieu dieses Wunsches richten. Welche technischen, wissenschaftlichen, ästhetischen, ökonomischen Kräfte bringen den Wunsch, das Begehren nach Selbsttransformation mit hervor? Der Impuls, sich überarbeiten zu lassen, ist nicht passiver und heteronom als der Impuls, durch Yoga einen neuen Körper zu erhalten, die Effekte des einen oder des anderen Begehrens sind es aber wohl.

Wir haben es also im Feld der technischen Körperbearbeitung mit einer äußerst wackeligen Tektonik zu tun, die sich derzeit als neoliberale Techno-Biopolitik beschreiben lässt und die ein sehr weites Feld umspannt. Es reicht von Kosmetikprodukten und Fitnesscentermitgliedschaften bis hin zu Debatten um PatientInnenverfügungen und reproduktionsmedizinische, pränatale Interventionen. Überall stoßen wir auf ähnlich gelagerte Paradoxien: Wenn es eine Freiheit zur Selbstverbesserung gibt, wo und wie ist die Grenze der Selbstüberformung zu ziehen? Wo muss und wo darf das Individuum (noch) entscheiden? Wo sind Fragen der (Ressourcen-)Gerechtigkeit höher anzusetzen als das Recht auf Selbstverbesserung? Wie entfaltet sich die Dynamik von Freiheitsgewinn und in technische Anwendungen eingebaute Regulationen und Normalisierungen im

jeweiligen Fall? Denn technische Modifikation heißt immer auch: Abgabe von *agency* an einen nicht-menschlichen Akteur. Das kann Genuss bereiten (siehe die rasenden Gokart-Fahrten der Pistorius-Brüder), öffnet aber auch Tür und Tor für Überwachungs-, Kontroll- und Normalisierungsstrategien. Für diese Situation gilt es, Begriffe, Erzählungen und Figuren zu entwickeln. Eine mögliche Figur für die unübersichtliche Gemengelage wäre – immer noch und vielleicht mehr denn je – die Cyborg.

Als ich Donna Haraways »Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«⁵ Mitte der 90er-Jahre des letzten Jahrhunderts las, hatte es für mich geradezu den Charakter einer Initiation. In dem Text stehen Sätze wie: »Gesellschaftliche Wirklichkeit, d.h. gelebte soziale Beziehungen, ist unser wichtigstes politisches Konstrukt, eine weltverändernde Fiktion.«⁶ Die Idee, dass Fiktionen, ebenso wie Technologien, welterschaffende Kräfte sind, hat mich als Germanistin (oder eher: als Leserin), die gleichzeitig anfang, sich mit Computern zu beschäftigen, elektrisiert. Und dass Technologien, die mir bis dahin – geprägt durch ein ökobewegtes Elternhaus – als kalte Ausgeburt eines instrumentellen Weltverhältnisses vor Augen standen, vielfältiger, ambivalenter, unvorhersehbarer mit sozialen Beziehungen interagierten, war der nächste Augenöffner. Dass zudem das Ausloten des transformativen Potentials von Technologien und Fiktionen nicht zwingend zu Allmachtsphantasien à la Transhumanismus, Kryotechnik und Weltraumeroberung führen muss, hat mich damals davon überzeugt, dass es sinnvoll ist, die Cyborg als Denkfigur in meinen intellektuellen Horizont einzuschließen.

Immer wieder ertappe ich mich seither dabei, mich von der Cyborg als Weggefährtin verabschieden zu wollen. Denn von einigen

5 | Haraway, Donna: »Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«, in: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Herausgegeben und eingeleitet von Carmen Hammer und Immanuel Stieß, Frankfurt, New York: Campus 1995, S. 33-72.

6 | Ebd.: S. 33.

Büchern und Filmen aus den 90er-Jahren abgesehen, so etwa Hans Scheirls Film *Dandy Dust* (1998) oder Marge Piercys *He She It* (1991), dominiert damals wie heute eine Vorstellung vom Cyborg als einem futuristischen Superhelden, der uns den Weg in eine hochgradig vernetzte, marktliberale, himmelschreiend ungerechte, militarisierte Zukunft weist. Dass diese Vorstellung manchmal in ihr dystopisches Gegenteil umschlägt, entkräftigt nicht die Erzählung, sondern installiert die Unvermeidbarkeit des technischen Fortschritts lediglich in einer anderen, erhabeneren Region der Vorstellungskraft. Beispiele von Supercyborgs aus der Populärkultur sind Legion und ihre Attraktivität ist nicht auf ein spezifisches gesellschaftliches Milieu beschränkt, etwa auf die Profiteure eines technischen Umbaus des Menschen. Als Vor- und Schreckensbilder proliferieren sie in globalen Medienwelten. Unmittelbare Profiteure der Supercyborg-Variante sind der kapitalstarke, militärisch-industrielle Komplex, die IT- und Robotik-Branche aber auch die Medizintechnik. Die uneingelösten Versprechen, die sich mit der technischen Erweiterbarkeit des Menschen verknüpfen, erschöpfen sich aber nicht diesen »Corporate Cyborgs«⁷, sie besiedeln die Vorstellungskräfte vieler. So grassiert mehr denn je die in den Cyborg-Phantasien der 90er-Jahre angelegte Utopie einer netzwerkförmigen Vergesellschaftung, die ihre Politik nicht länger identitätspolitisch auf die Fiktion eines (natürlichen) Körpers, von dem sich dann Eigenschaften ableiten lassen, sondern auf die Fähigkeit zur freiwilligen Assoziation bezieht. Ihr rezenter Ausdruck ist Piratenpartei oder auch die Diskussion um die Funktion von Facebook und anderen Netz-Plattformen für die politischen Bewegungen in den arabischen Ländern. Ein anderer Schauplatz nicht-identitärer Kämpfe wäre die Forderung nach Zugang zu Reproduktionstechnologien für alle, also auch für Menschen, die aus heteronormativen Familienstrukturen ausscheren. In Bezug auf das Ende des Lebens werden ebenfalls Ansprüche auf die Transformierbarkeit des biologi-

7 | Matwyshyn, Andrea M.: »Corporate Cyborgs and Technology Risks«, in: Minnesota Journal of Law, Science & Technology (Band 11), Nr. 2 (2010), S. 573-98.

schen Körpers formuliert: Ganz ernsthaft ist vom Recht auf biomedizinische Techniken des ewigen Lebens die Rede, eine Idee, die etwa der Biogerontologe Aubrey de Grey propagiert. Und es gibt immer noch die Transhumanisten, sie sind nur etwas jünger und sympathischer geworden als ihre Schwarzenegger-lookalike-Gründerfiguren (Max More, Natasha Vita-More). Aber alle diese – ich nenne sie nur zögernd: sozialen – Bewegungen zeichnen sich durch eine Verengung des Cyborg-Begriffs aufs Technologische aus. Wenn eine linke Tageszeitung aktuell danach fragt, wer »Wir Cyborgs« denn heute sind, geht es wie selbstverständlich um Kameraaugen, Lasertastaturen, bionische Beine, elektronische Ohren und Mikroroboter.⁸ Der Transmissionsriemen, der die Faktizität bestimmter Technologien mit Arbeitsverhältnissen und Zukunftsvorstellungen verbindet, scheint mit der Verengung aufs Technologische in ein Gefährt eingebaut, dessen Fahrtrichtung allzu eindeutig programmiert ist: einer Zukunft entgegen, in der alle sich nach Belieben selbst verbessern und vernetzen können. Das Cyborg-Manifest war hingegen als ein Holzschuh gedacht, der den Motor des pfeilschnellen Zukunftsgefährts namens Informationstechnologien ins Stottern bringen sollte, als ein Virus, der ein mehr an möglichen Zukünften implantieren sollte.

Ich möchte in diesem Essay das Problemfeld der technischen Verbesserbarkeit des Menschen auf Terrains bearbeiten, die sich durch besonders große Ambivalenz auszeichnen. So ist es leicht, den Traum der Biogerontologen vom ewigen Leben als die schlechte Unendlichkeit eines Technokapitalismus zu dechiffrieren, der nichts kennt, als die Gegenwart unverbindlich verbundener Menschen. Denn darauf läuft der Traum vom ewigen Leben hinaus: Was wäre so erstrebenswert daran, ewig zu leben? Ein Leben zu führen heißt doch, Verbindungen mit anderen Lebendigen einzugehen und laufende Versuche zu unternehmen, mit den Toten zu sprechen. Das nennen wir: Geschichte haben. Ewiges Leben bedeutet im Umkehrschluss ein Leben ohne Verpflichtungen den Mit-

8 | Laaff, Meike und Daniel Schulz: »Wir Cyborgs«, in: TAZ 25. März 2013, S. 13.

menschen gegenüber, ohne Treue den Verstorbenen und den zukünftigen Generationen gegenüber, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Interessanter, weil problematischer, sind jene Terrains, auf denen sich Ideen der Überschreitung der Limitierungen des menschlichen Körpers mit konkreten Anliegen von Menschen verbinden, die basierend auf ihrem Recht auf gesellschaftliche Teilhabe Ansprüche auf technologische Prozesse und Produkte erheben: Körperlich behinderte Personen etwa, die Geräte und Medikamente als Voraussetzung für Beteiligung einfordern. Anhand zweier medienwirksamer Figuren möchte ich die Fragen skizzieren, die dadurch aufgeworfen sind.

Da wäre zum einen Hugh Herr, Biomechatroniker am MIT Media Lab. Als junger Mann war er ein vorzüglicher Klettersportler und verfolgte eine Karriere im Leistungssport.⁹ Als Folge eines Bergunglücks – er wurde mit seinem Freund von einem Schneesturm überrascht – mussten 1982 beide Beine unterhalb des Knies amputiert werden. Was als das Ende aller Träume vom Aufstieg erschien, wurde zum Ausgangspunkt einer anderen Erfolgsgeschichte: Hugh Herr begann Teleskop-Prothesen zu entwickeln, zuerst für den Eigenbedarf, um also wieder klettern zu können, später professionell. Er studierte Ingenieurwissenschaften und Biophysik und ist inzwischen ein bekannter Forscher auf dem Gebiet der Prothetik und Orthetik. Derzeit entwickelt seine *Biomechatronic Research Group* am MIT ein Exoskelett und Beinprothesen mit dynamischem Fuß- und Kniegelenk. Hugh Herr war in einen der spektakulärsten Fälle der Sportmedizin der letzten Jahre involviert. Er fertigte 2008 gemeinsam mit sechs anderen WissenschaftlerInnen jenes Gutachten an, das es am Ende Oscar Pistorius erlauben sollte, 2012 an den olympischen Spielen in London teilzunehmen. Das Team »widerlegte« den deutschen Sportwissenschaftler Gert-Peter Brüggemann, dessen Gutachten festgestellt hatte, dass Pistorius' Laufprothesen (seine Cheetah-Legs, benannt nach Gepardenbeinen, denen die Morphologie nachemp-

9 | Osius, Alison: *Second Ascent. The Story of Hugh Herr*, Mechanicsburg: Stackpole Books 1991.

funden ist) ihm Vorteile gegenüber Normalkörperlichen verschaffen würden. Brüggemanns Gutachten führte dazu, dass Pistorius' Teilnahme an den Olympischen Spielen in Peking zunächst durch die Dopingbehörde der IAAF verboten wurde. Das zweite Gutachten, an dem Herr beteiligt war, testete erneut den Energieumsatz, den Kraftaufwand und die Bewegungsmechanik der Prothesen und kam zu einem anderen Schluss: »running on modern, lower-limb sprinting prostheses appears to be physiologically similar, but mechanically different than running with intact limbs.«¹⁰



Abbildung 1: Hugh Herr und Aimee Mullins beim h2.0 Symposium am MIT Media Lab 2007. (Bild: Wikimedia Commons, Jonathan Pfeiffer)

10 | Die genaue Argumentation: Weyang, Peter G., Matthew W. Bundle, Craig P. McGowan, Alena Grabowski, Mary Beth Brown, Rodger Kram und Hugh Herr: »The Fastest Runner on Artificial Legs: Different Limbs, Similar Function?«, in: *Journal of Applied Physiology*, Nr. 18 (2009), online unter: <http://jap.physiology.org/content/early/2009/06/18/jap/physiol.00174.2009.full.pdf+html>, Zugriff vom 27. März 2013, S. 2.

Die Studie machte den Weg frei für Pistorius' Teilnahme an den Olympischen Spielen in London 2012 (vgl. dazu im Detail Kapitel 3).

Im Mai 2007 richtete Hugh Herr am MIT Media Lab das Symposium *h2.o – New Minds, New Bodies, New Identities* aus. Der titelgebende *Human 2.0* sieht auf den ersten Blick nicht wie ein Superman aus. Er ist nicht der körperlich superfitte Held der Science-Fiction-Comicwelt, sondern er ist der Behinderte, der mittels technischer Zusätze in eine neue Existenzform eintritt. Nun könnte man argumentieren, dass Superhelden immer schon »behindert« waren. Jeder Superheld hat schließlich seine Achillesferse, sein Lindenblatt, seine Kryptonit-Allergie zu tragen und zu verwalten. Mir scheint mit der Inszenierung des Behinderten als »Neuem Menschen« ein qualitativ neues Paradigma der Bewertung von physischer Fitness auf den Plan zu treten. Die körperlichen Defizite der Superhelden waren dasjenige, was sie menschlich machte, die Einfallstore für Schwäche und Verletzbarkeit, gewissermaßen ein Tor nach unten: von den Göttern zu den Menschen. Im Fall von Hugh Herrs *Humans 2.0* ist es umgekehrt. Ihre körperlichen Defizite machen die Anderskörperlichen übermenschlich und qualifizieren sie als besonders geeignet für technische Verbesserungen. Das zentrale Schlagwort hierfür lautet: *adaptability*. Anderskörperliche sind in dieser Logik privilegierte Subjekte einer Teleologie der technischen Erweiterung, die als Evolution mit anderen Mitteln gedacht ist.

Neben Hugh Herr ist wohl Aimee Mullins – Leichtathletin, Schauspielerin, Model, Motivationsrednerin – eine der bekanntesten Anwältinnen des Gedankens eines privilegierten Zugangs zu einer technischen Zukunft durch Menschen, die als »behindert« gelten. Zu öffentlicher Sichtbarkeit gelangte sie eine ganze Weile vor der aktuell hohen medialen Aufmerksamkeit für den Behindertensport. 1998 war sie bei einer TED-Konferenz zu Gast und erhielt *standing ovations* für ihren Auftritt. TED (Technology, Entertainment, Design) ist eine NGO, die es sich zum Ziel gesetzt hat, »große Ideen« zu verbreiten. Dazu dienen Konferenzen und seit 2007 eine Webseite, die unter Creative Commons-Lizenz Mitschnitte von Vorträgen veröffentlicht. Ich erwähne diesen Zu-

sammenhang, da er für die öffentliche *persona* Aimee Mullins entscheidend ist, weil er verdeutlicht, dass Aimee Mullins das Produkt einer ganz spezifischen Öffentlichkeit ist. Ihre Reden richten sich an ein technologieaffines, (markt-)liberales, finanzkräftiges Publikum. Die Teilnahme an einer der fünftägigen TED-Konferenzen kostet gegenwärtig 6.000 bis 7.500 Dollar. Die Betreiber der Stiftung beschreiben ihre Ziele wie folgt: »We believe passionately in the power of ideas to change attitudes, lives and ultimately, the world. So we're building here a clearinghouse that offers free knowledge and inspiration from the world's most inspired thinkers, and also a community of curious souls to engage with ideas and each other.«¹¹ Jährlich wird zudem ein Preisgeld in der Höhe von 1 Million Dollar für eine Projektidee vergeben. Zu den PreisträgerInnen der letzten Jahre zählen u.a. Bill Clinton (ein Projekt zur Verbesserung der Gesundheitsvorsorge in Rwanda), Jamie Oliver (sein Projekt zur Veränderung der Ernährungsgewohnheiten in Großbritannien), Sylvia Earl (ein Projekt zum Schutz der Ozeane), Bono (eine Kampagne gegen Armut). Aimee Mullins' Prominenz scheint mir überaus eng mit diesem speziellen Milieu verflochten zu sein. Eine Elite denkt hier über die Rettung der Welt nach, glaubt an die Macht des Wortes und ignoriert dabei systematisch die politische, ökonomische, historische Voraussetzungshaftigkeit ihres Sprechens. Für ein solches Milieu ist Aimee Mullins in der Tat das perfekte Covergirl. Sie ist diese wunderschöne Frau, die ihren Körper als »adaptables« Rohmaterial für gesellschaftlichen Erfolg feiert. Die Kernaussage aller ihrer Reden bei TED lautet: Du musst dir deinen Körper nur so oder so denken oder wünschen – nämlich stärker, schneller, schöner, rätselhafter –, dann wird er auch so. Nachdem sie auf der Konferenz 1998 Anekdoten aus ihrem Leben als behinderte Athletin zum Besten gegeben hatte und ihre damals brandneuen Cheetah-Legs (jene, mit denen auch Pistorius läuft) vorgeführt hatte, wurde sie eine *celebrity*. Sie wurde ein begehrtes Fotomodel, Alexander McQueen

11 | Vgl. die Webseite der NGO: www.ted.com/pages/about, Zugriff vom 27. März 2013.

fertigte handgeschnittzte Prothesen für sie an und brachte sie aufs Cover des *Gazed*-Magazins. Matthew Barney engagierte sie für mehrere Rollen in *Cremaster 3* (2003). Sie nahm selbstverständlich als Sprecherin an der *h2.o*-Konferenz teil. Aimee Mullins verkörpert buchstäblich die Leitideen des *enhancements*: Körperliche Widrigkeiten sind keine Grenzen, sondern Herausforderungen, die den Kampfgeist anstacheln; Natur ist, da sie eine Widrigkeit darstellt, dazu da, überwunden zu werden; Technologien sind das spezifisch menschliche, evolutionäre Mittel der Anpassung; Konkurrenz ist das probate Mittel für *empowerment*. In ihren Reden ist immer wieder von Poesie und Imagination die Rede und von einer gewissen »skulpturalen Qualität« der Prothesen, gemeint ist damit aber nicht Ästhetik oder Kunst im engeren Sinn, sondern das, was gemeinhin unter dem Begriff »Kreativität« firmiert: Ein Affinität zu ästhetisch-technischen Innovationen, die dazu in der Lage sind, einen Mehrwert hervorzubringen.

Mit all dem soll nicht gesagt sein, dass Mullins' Optimismus nicht ansteckend und für die gesellschaftliche Akzeptanz von Behinderung per se schädlich wäre. Wenn sie Dinge sagt, wie »Pamela Anderson has more prosthetics in her body than I do. But nobody calls her disabled.«¹² Oder wenn sie sich über die ausschließlich negativen Synonyme für »disabled« in *Websters Thesaurus* mokiert¹³, steckt darin die Aufforderung, sich für die Sprachspiele zu verantworten, die man im Alltag praktiziert. Alleine jemanden als »disabled« zu bezeichnen, kann einem Fluch gleichkommen und sich dagegen zur Wehr zu setzen, muss ein Anliegen der Behindertenbewegung sein. Mit Peter Sloterdijk würde Mullins sich wahrscheinlich darüber freuen, dass die pejorativen Bezeichnungen für Anderskörperliche aktuell zunehmend durch eine Sprache der Selbstverbesserung verdrängt werden, wenn etwa die politisch akzeptable Bezeichnung

12 | Aimee Mullins in ihrer TED Lecture vom Februar 2009, www.ted.com/talks/aimee_mullins_prosthetic_aesthetics.html, Zugriff vom 2. August 2013.

13 | Ebd.

für Kleinwüchsigkeit nun »vertically challenged« heißt.¹⁴ Mullins geht noch weiter und inszeniert sich, ähnlich wie Oscar Pistorius und Hugh Herr, nicht nur als *supercrip*¹⁵ sondern als *superabled*. Im Rahmen einer Begegnung mit Schulkindern in einem Science Center lässt sie die Kinder fabulieren, wie wohl Prothesen aussehen könnten, mittels derer sie über Häuser springen könnte. Als immer mehr Vorschläge für bionische Superprothesen kommen und am Schluss eines der Kinder vorschlägt, ihr doch gleich eine Flugmaschine zu geben, kommentiert sie: »In this moment I went from being a woman, that these children would have been trained to see as a disabled to somebody with abilities, their body might not even have yet, that could even be superabled.«¹⁶ Sosehr es identitätspolitisch nachvollziehbar ist, sich durch eine solche rhetorischen Bewegung aus den negativen Zuschreibungen, aus den Sprachgefängnissen überkommener Semantiken befreien zu wollen, so ambivalent ist die Brücke zu Hightech und Design, die damit gebaut wird. Die von Mullins propagierte Form der Anerkennung des Andersartigen ist nämlich nur in Form eines Wettbewerbs zu erreichen. Grundlage dieses Wettbewerbs sind einerseits teure, bei weitem nicht allen zugängliche Technologien und andererseits bestimmte persönlichen Eigenschaften, die im kognitiven oder affektiven Kapitalismus als wertschöpfend erachtet werden. An erster Stelle stehen Leistungsbereitschaft und körperliche Selbstdisziplin. Ebenfalls wichtig sind emotionale und kognitive Kompetenzen: Klugheit, Witz, Lernfähigkeit, Neugierde. Hand in Hand damit geht eine Idee von Schönheit, die den gegebenen Körper als empfangsfähiges und modellierbares Material behandelt und in den Fällen Mullins, Herr, Pistorius mit der Prothese als Technofetisch legiert ist.

14 | P. Sloterdijk: Du mußt dein Leben ändern, S. 99. Bei Sloterdijk orthographisch falsch »vertically challanged people«.

15 | Der Ausdruck wurde von Paul Darke geprägt: Darke, Paul: »Eye Witness«, in: Pointon, Anne und Chris Davies (Hg.): Framed: Interrogating Disability in the Media, London: British Film Institute 1997, S. 36-42.

16 | Mullins, Aimee: TED Lecture 02/2009.



Abbildung 2: Aimee Mullins und Hugh Herr posieren für Wired/Italien 2009.

Wie können wir dieses von Betroffenen artikulierte Recht auf *enhancement* verstehen? Zum einen ist es ein Ausdruck einer verinnerlichten Kultur der Selbstverbesserung, die uns alle betrifft. Übung, Training und ein funktionales Verständnis des Körpers mögen bis zu einem gewissen Grad Ausdruck von Kultivierung und Vergesellschaftung sein (vom Einüben von Körpertechniken bis hin zu sakralen Techniken). Ihre aktuelle Version (die von Yoga über Coaching-Angebote bis hin zur Konjunktur von MotivationsrednerInnen reicht) kann man aber nicht von einer neokapitalistischen Logik der Selbstoptimierung trennen. Sind Prothesen im Spiel, wird zudem der Zusammenhang zwischen ästhetisch-kognitiven Selbsttechniken und technischer Optimierung prägnant, denn Verbesserungen an Maschinen sind schwer anders denkbar als im Horizont von Strategien der Produktionssteigerung. Was im Fall von Mullins gesteigert wird, sind nicht nur ihre individuellen physischen Potentiale und Fähigkeiten (Laufgeschwindigkeit, Körpergröße) sondern

die Vermarktungsfähigkeit ihres Images, also ihre symbolisch-ästhetischen Potentiale. Mullins Auffassung von ihrem eigenen Körper ist zum zweiten vielleicht weniger diejenige der cartesianischen Trennung von *res extensa* und *res cogitans*, als eine Vorstellung vom eigenen Körper als einem Besitz, in den investiert werden kann, damit er Profit abwirft. Ein solches Besitzverhältnis in Bezug auf den »eigenen« Körper ermöglicht eine ganz spezifische Selbstbeschreibung, die darauf gerichtet ist, sich mittels Prothesentechnik zum »architect of [ones] identity«¹⁷ zu machen, seinen Körper nach Wunsch zu »designen«. Damit ist nicht gesagt, dass es nicht Spaß bereiten und strategisch sinnvoll sein kann, mit dem eigenen Körper so zu verfahren, als wäre er ein Besitz. Er kann in diesem Modus der Existenz sogar ein Vehikel des politischen Kampfes werden: Sowohl der Kampf um die Regulierung von Zeiten der Erwerbsarbeit (der Arbeitgeber darf nicht rund um die Uhr auf den Arbeiterkörper als Ressource zugreifen) als auch um weibliche Selbstbestimmung (»Mein Bauch gehört mir!«) benutzen eine solche, quasirechtliche, Konstruktion des Selbstverhältnisses. Dennoch wäre es meiner Meinung nach interessanter, im Hinblick auf eine Politik der Inklusion Anderskörperlicher dem Leib mehr als nur den Status eines Besitzes zuzugestehen. Den Leib als sozialen und historischen Akteur zu kultivieren hieße zuallererst, alle Voraussetzungen, die die *superabled*-Variante von Behinderung strategisch ausblendet, in die Arena des Handelns und Imaginierens zurückzuholen. Dazu gehört als zentraler Faktor die ökonomische Verfügbarkeit von Prothesen: Diejenigen (12 Paar), die Aimee Mullins vorführt, sind bereits als Einzelne so teuer in der Herstellung, dass sie für die meisten Behinderten nicht infrage kommen, geschweige denn, dass jede/r sich für jede gewünschte Erweiterung einfach eine Prothese beschaffen könnte. Man muss schon sehr stark an Moores Gesetz und den Markt als Innovationsmotor glauben, um ernsthaft anzunehmen, dass sich daran in nächster Zukunft etwas grundsätzlich ändern wird. Unter und neben den ökonomischen Voraussetzungen gibt es

subtilere: Nicht jede Behinderung an der Körperperipherie lässt sich so elegant bekleiden, wie ein fehlendes Bein, faziale Verletzungen etwa. Schon Hände und Arme sind biomechanisch weit komplexer als ein Bein und deshalb in weniger Varianten erhältlich. Dann ist natürlich die verwendete Technik selbst historisch voraussetzungsvoll: Die Robotik mit ihrer Herkunft aus der Welt der Fabrik und die Informationstechnologien sind nicht neutral. Robotertechnologien sind Dispositive oder *assemblagen*, in die Handlungsprogramme eingeschrieben sind (siehe unten S. 113f.). Bestimmte Technologien ermöglichen das eine und verhindern das andere. So kann man mit Cheetahs ausgezeichnet sprinten, aber kaum stehen. Jede Technologie bringt ihre Nutzungsweisen mit und damit soziale Programme. Dazu kommt: Sport und Prothetik sind auch deshalb so kompatible Strukturen, weil der Körper des Sports nach ähnlichen Maßgaben »gefertigt« ist, wie eine Maschine: nach Kriterien der Effizienz und einer metallischen Logik der Kraftsteigerung. Hugh Herrs Teleskop-Beine und Aimee Mullins' Cheetahs sind deshalb gleichermaßen phantastisch, wie sie das Resultat einer instrumentellen Vernunft sind, die besonders gut mit Metall, Holz und Kunststoffen umgehen kann. Imaginativer wären da schon Prothesen aus nachwachsenden Materialien, wie sie etwa im *Cremaster 3* vorkommen, Hummerscheren als Handprothesen (siehe unten S. 108) oder Arme, die wie Elefantenrüssel funktionieren.¹⁸ Eine weitere Voraussetzung der Prothetik ist, dass es kulturspezifische, substantielle Unterschiede in der Konzeption von Körper und körperlichen Praktiken gibt. Mullins und Herr hingegen reden stets so, als wäre der prothetische Ansatz ohne Alternative. Demgegenüber stehen kulturell, historisch und lokal äußerst heterogene Zugänge zu körperlicher Ganzheit. Ich möchte sogar behaupten: Die abendländische Sicht auf den Körper als von der Seele getrenntem Ding, über das nach Belieben verfügt werden kann, ist die große Ausnahme, eine Legierung aus religiösen, philosophischen und ökonomischen Fiktionen. Die *res cogitans/res extensa*-Idee durchdringt aber die Pro-

18 | Vielen Dank an Hannah Hurtzig für dieses Bild.

thetik und die Praxis von Training und Übung im Sport bis in die Tiefe. Ebenso die Idee, dass nur derjenige, der »mithalten« kann, am Sozialen teilhaben kann. Vernachlässigt wird auch der Umstand, dass jeder Körper singularär ist. Oder genauer: Während die modulare Prothetik, die jener medizintechnische Standard ist, der mit Versicherungslogiken kompatibel ist, auf Passung und Normierung zielt, konturieren künstlerische Arbeiten zur Prothetik häufig die Singularität des Körpers. Diese Prothesen sind Einzelstücke und nehmen die Privatmythologien ihrer TrägerInnen gestalterisch auf. So referieren die Glasprothesen, die Mullins in Matthew Barneys *Cremaster 3* trägt, auf eine Episode ihrem Leben: Ein Fan sah in ihr eine neue Cinderella und hat ihr Glasprothesen angeboten. Die allermeisten Prothesen sind jedoch *individualisiert* und nicht *singularär*: Sie messen sich an Durchschnittskörpern und dienen dem sozialen »passing«.¹⁹ Sie machen aus der Singularität eines Leibes und eines Lebenslaufs ein vergesellschaftetes Individuum, das zwar ein Einzelnes ist, dies aber zuallererst im Vergleich mit einem Durchschnitt, als Position in einer Serie. Diese Logik der Individualisierung korrespondiert mit den Herstellungslogiken der Prothetik, denn Prothesen bestehen heutzutage aus standardisierten Passteilen und Modulen. Der komplette Prozess von Entwicklung, Herstellung und Vertrieb zielt auf industrielle Massenfertigung.²⁰ Erst in einem letzten Schritt erfolgt die individuelle Passung durch den Orthopädietechniker. Die »Anpassung« der Prothese an den singularären Leib mit seiner Geschichte, mit seinen Besonderheiten und eingeübten Routinen ist nur der letzte Schritt in einer Serie von standardisierten Prozessen. Das Individuum ist wohl die Adresse

19 | Vgl. dazu: Harrasser, Karin: »Extensions of the working man. Von der Passung zum ›passing‹«, in: Heindl, Gabu (Hg.): *Arbeit Zeit Raum. Bilder und Bauten der Arbeit im Postfordismus*, Wien: Turia + Kant 2008, S. 34-61.

20 | Ebd. Vgl. auch: Berz, Peter und Matthew Price: »Ersatzglieder«, in: Lutz, Petra, Thomas Macho, Gisela Staupe und Heike Zirden (Hg.): *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*, Köln: Böhlau 2003, S. 143-161.

dieser Verfahren, aber nicht im Sinne einer einzigartigen Existenz, sondern im Sinne einer Funktionale sozialer Beziehungen.